

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Sinnlose Begebenheit.

Von Oscar Maria Graf.

Um es ohne Umschweife zu sagen —: Michel Jöll hatte heute einen guten Tag.

Borgestern, als er stumpfsinnig in der Wärmestube der Arbeitsvermittlung saß und an dem nassen, verletzten Zigarrenstummel saugte, den er auf dem Hergang in der Frühe gesunden hatte, kam sein Weib herein und sagte zu ihm: „Dein Alter ist gestorben . . . Vom Elektrizitätswert haben sie hergeschickt, daß er auf der Straße umgefallen ist. — Schau nach!“

Es stimmte.

Seht lag der Tote unter der Erde.

„Ich komme schon! — Nachher!“ sagte Michel zu seinem Weib nach dem Begräbnis und schickte es heim, während er zur Logisfrau des Verstorbenen ging.

Wie oft hatte Michel es nicht gehört, wenn Fußstritte auf ihn traten, wenn er in eine Ecke flog, wenn die Fäuste seines Vaters auf seinen Kopf niederfielen oder eine Eisenstange, ein Teller, eine Bürste: „Knochen, verstockter! — Der Teufel soll mich kreuzweis' holen, wenn ich dir einen Pfennig hinterlass'! Ertränkt sollte man dich im ersten Bade haben, du Nichtsnutz!“

Mit sechszehn Jahren noch, als Michel schon im letzten Lehrjahr stand und eigentlich keine Last mehr war, wollte der Alte den Jungen wegräumen und übergieß ihn beim Heimkommen mit siedendem Kartoffelwasser, weil er das Vogelfutter für den Kanarienvogel mitzubringen vergessen hatte.

Michel mußte damals ins Krankenhaus gebracht werden und sah zum erstemal, wie ein Bett aussah. Es war schön in diesen hellen Räumen. Man sah diese fremde Menschen, die allerhand erzählten. Michel sahte Mut da und ging nach seiner Entlassung mit dem, was er auf dem Weibe trug, auf die Wanderschaft, schlug sich auf alle mögliche Art und Weise durchs Leben.

Mutter —?! Ein komischer Begriff!

Michel hatte noch so etwas wie eine abgemagerte Frau in einem Haufen Lumpen im Gedächtnis. Ein Paar spindeldürre Arme wie Stöcke. Und Hüften.

Und das, was er nun seit ungefähr zwei Jahren unausgeseht ablebte: Eben ein Zimmer voll Gerümpel, mit erstickender Luft und einem Vogelbauer im staubigen Fenster.

Nur — daß Michels Weib zwei Kinder hatte und hin und wieder zum Putzen ging, daß das jetzige Zimmer keinen Vogelbauer hatte, ein klein wenig heller war, aber enger als das frühere.

Vor zwei Jahren war es eben anders. Damals arbeitete Michel noch in der Motorenfabrik. Es war guter Verdienst. Aber wie der Teufel sein wollte, die Firma machte Bankrott, kam noch hinzu, daß das damalige Haus, in dem Michel mit Weib und Kindern in einer Zweizimmerwohnung hauste, in ein Warenhaus umgewandelt wurde, und die Leute nach langem Hin und Her auf die Straße gesetzt wurden.

Weshalb soviel Aufhebens machen! Die Entwicklung der Dinge läßt sich leicht denken. Die Hauptsache war immer: Man hatte zur Not ein Dach über dem Kopf bekommen. Man wußte, wo man hingehörte. —

Nun, es ist etwas Wahres dran an dem Sprichwort: „Wo die Not am größten, ist Hilfe am nächsten.“

Trotzdem der Verstorbenen sich vielleicht geschworen haben mochte, nie und nimmermehr für Michel etwas zu hinterlassen, fiel dem Sohn jetzt die ganze erraffte Habschaft des Alten zu. —

Es war erst fünf Uhr nachmittags. Michel konnte in aller Ruhe das Zimmer des Verstorbenen durchstöbern und alles mitnehmen. Er fand außer baren fünftausend Mark einige Anzüge, von denen er den besten sogleich anzog, einen Ueberzieher, den er ebenfalls umlegte, und allerhand Gerümpel, das er dem Ländler Färsterhofer verkaufte.

Er war gut aufgelegt, der Michel, lachte und gab schließlich dem drängenden Ländler auch das ganze andere Geschleppe, die übrigen Anzüge und was da noch war.

Die Tasche voll Geld schritt er in die dämmernde Stadt.

„Ist doch gut, wenn man weiß, wer einen auf die Welt gebracht hat,“ brummte er aufgeschwehrt und ging in eine der bekannten Wirtschaften in der Bahnhofsnähe, um noch ein paar Gläser zur Feier des Tages zu trinken.

Es kam ihm merkwürdig vor, als er so unter den anderen Arbeitern, Zuhältern, Herumlungerern und alten Huren saß.

Einige kannten ihn und maßten ihn von der Seite.

„Hast das große Los gezogen, Michell! He . . . gibst was aus?“ rief ihm ein Tisch zu und in jedem Blick war ein konstatierendes Zwinkern.

Michel sehte sich. Es tat ihm wohl, daß soviel Freundlichkeit ihn umgab. Auf seinem Gesicht war sogar eine Art Gönnerhaftigkeit.

„Meinetweg'n . . .“ rief er und lachte, „trinkt, Mein Alter hat ins Gras gebissen! Es kommt mir nicht drauf an . . .!“

Und die Gesichter um ihn zäunten sich enger, fingen zu glänzen an. Man trank sich kameradschaftlich zu.

„Erste Runde . . . wer bezahlt!“ schrie der martialische Kellner und Ordnungsmann in den Tisch.

„Daher!“ schrie Michel und griff in seine Hosentasche, zog die Scheine heraus.

„Da gehn schon noch ein paar Kunden, Michel?!“ riefen mehrere. „Kameradschaft bleibt Kameradschaft!“ bekräftigte ein anderer.

Und Michel legte einen Hundertmarkschein auf den Tisch: „Soviel soll genug sein!“

Der Tisch war zufrieden, wurde laut, man brachte Bier und ließ Michel leben!

Dann stand Michel endlich auf. Einige wollten ihn noch halten, bettelten. Aber ein paar andere mischten sich ein und riefen:

„Rein . . . richtig gesagt, sind wir zufrieden . . . der Michel kommt wieder!“

Und jeder drückte Micheln die Hand.

„Ein kreuzguter Mensch!“ hörte dieser noch, als er die Tür hinter sich zuzog und seine Schritte eiliger straffte.

Die großen Bogentampen leuchteten schon durch den nachdurchwobenen Nebel. Aus den Kaffeehäusern griffen die Lichter, die Straßenbahnen stimmerten, surrten und läuteten.

Michel stieg nicht ein. Er ging zufrieden dahin und lächelte manchmal. Es schien, als wolle er noch einmal, ganz für sich allein, das eben zuteil gewordene Glück austkosten.

Er griff nach seinem Geld. Er griff hastiger. Nichts.

Seine Knie begannen zu schlottern, sein Herz stand jäh still. Er griff nochmal.

Das ganze Geld war weg. Man hatte es ihm gestohlen.

Er taumelte an eine Hauswand. Griff, suchte — suchte alle Taschen durch, vorsichtig, zitternd, furchbar.

Nichts mehr.

Einen Augenblick stand er starr.

Die Trambahn surrte vorbei. Ganz dünner Schnee fiel. Die Lichter flimmerten. Es rauschte, rauschte — und war doch grauenhaft still. So als ob alles wie ein fließendes Wasser leise um ihn herumflöste. Er hörte es nicht und hörte es doch, hörte es wie ein verkörpertes, leises Rischen . . .

Der Schnee fiel. Michel bewegte sich nicht von der Stelle.

Lange. —

Endlich gab er sich einen Ruck, rannte in die Wirtschaft zurück, auf den Tisch zu.

Es war keiner mehr da. Er fuhr den Ordnungsmann an. Fragte, flehte, weinte. Vergebens.

„In sich zusammengesunken verließ er die Wirtschaft. Machte sich auf den Heimweg.“

Als er vor dem Haus stand, in dem er wohnte, — hielt er inne. Er griff nochmal in alle Taschen.

Dann, als er die Treppe emporstieg, schien es, als hätte sein Gang wieder die gewöhnliche Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der er sonst dahinschritt. Der Dunst des Zimmers schlug ihn ähend entgegen. Es war still und düster. Die zwei Kinder lagen im Korb, in einem Berg von Lumpen, und schliefen. Anna saß am Tisch, die Petroleumlampe flammte ärmlich und bläulich über ihre Hände.

Gleichgültig schaute das Weib vom Sodenstopfen auf und rief: „Hast was gefunden?“

Michel schwieg, drehte sich umständlich um und schloß die Tür. Dann, seinem Weib wieder zugewandt, sagte er: „Zuwas stopfst' Soden? . . . Brauchst bloß Licht.“

„Hast denn so lang braucht?“ fragte Anna und figierte nunmehr die ungewohnte Kleidung ihres Mannes.

„Ja . . .“ sagte Michel und zog seinen Ueberzieher aus, „ist eine schöne Strecke gewesen . . .“

„Ist ein schönes Stück Gewand,“ sagte Anna wieder, als Michel

näher ans Licht getreten war und sich auszugleichen begann, „sonst hat er also nichts gehabt?“

Der Michel schnaubte ein paarmal auf. Dann rief er einseitig: „Seh, leg dich nieder . . . für uns wär's besser gewesen, man hätt' uns im ersten Bad ertränkt . . . leg dich nieder, Alte!“

Und plumpsig ließ er sich ins Bett fallen, daß die Federn marzten bald darauf lag auch Anna an seiner Seite.

Am andern Tage trug Michel den Ueberzieher aufs Beihamt und gab Anna das Geld.

Wieder wie immer hochte er stumpfsinnig in der Wärmestube der Arbeitsvermittlung. —

Bruderkämpfe in früherer Zeit.

Von J. Kliche.

Die jetzt in Fluß gekommenen Einigungsbestrebungen der sozialistischen Arbeiterchaft wecken Erinnerungen an frühere Vorgänge ähnlicher Art. Trifft doch auch auf den Bruderkampf innerhalb der heutigen Sozialdemokratie das Wort des weisen Ben Aliba aus dem Sultewischen Drama zu, nämlich, daß alles schon dagewesen ist. Tatsächlich konnte man bereits in einer früheren Epoche eine zwei- und dreifache Zerspaltung der sozialistisch gesinnten Arbeiter; man konnte den teils berechtigten, teils unberechtigten Verdruss über die Führer, konnte weiter Unabhängige, wie auch die nebeneinander erscheinenden Blätter „Vorwärts“, „Freiheit“ und „Rote Fahne“. Alles ist schon dagewesen, und wenn die Geschichte dazu da ist, daß man aus ihr lernen soll, so ist dieses in bezug auf den in Rede stehenden Gegenstand eigentlich sehr wenig beherzigt worden. Bisher wenigstens.

Als Ferdinand Lassalle im Mai 1863 in Leipzig den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein gegründet hatte, setzte bald eine recht heftige Fehde zwischen dieser neuen Gründung und dem von August Bebel, Julius Motteler und Julius Wahlrecht geführten radikal-demokratischen Verbands deutscher Arbeitervereine ein. Bebel hatte sich mit dem Gedanken des allgemeinen Wahlrechts, wie ihn der berechtigte Lassalle in seiner glänzenden Agitation verfolgt, durchaus nicht befreundeten können. Er hielt die Arbeiterchaft für eine ihrer Klasse dienende kluge Handhabung dieser politischen Waffe noch nicht für genügend reif, hatte auch sonst mancherlei Bedenken gegen die zu eng gesteckten Bezirke Lassalles und war deswegen der aus dem Leipziger Zentralkomitee herausgewachsenen Gründung ferngeblieben. Indes ging sein Bestreben dahin, die später in der neuen Sächsischen Volkspartei zusammengefaßten Arbeiterbildungsvereine so entschieden zu radikalisieren, daß sie in diesem Punkte über die Lassalleaner hinauswuchsen und die stille Freude der im Londoner Exil lebenden Theoretiker Karl Marx und Friedrich Engels wurden.

Waren es so zwei Heerlager, von denen aus versucht wurde, die Arbeiterchaft anzuziehen, so wurde die Sache noch verfahrenere noch Lassalles frühen Tode. Lassalle war auf geistigem Gebiet eine blendende Erscheinung. Er zog die Männer der Wissenschaft, er zog einen Bismarck an, er wirkte begeisternd auf die ausgebeuteten und politisch rechtlosen Lohnarbeiter, und er zog auch die Frauen in seinen Bann. Das letztere wurde ihm zum Verhängnis. Um Helene v. Dönniges duellierte er sich in der Schweiz mit dem Bojaren Janko v. Rakowiz und fand dabei den Tod. Fünfviertel Jahre nach der Gründung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins.

Und nun zeigte es sich, was in geschichtlich heißen Tagen Führerverlust bedeutet. Lassalles Freundin, die Gräfin Hahfeld, hegte gegen die neuen Sachwalter der Leipziger Gründung bald Argwohn. Das brachte eine Abspaltung. Unter dem Protektorat der Gräfin bildete sich eine „weibliche Linie“, der Lassallesche Allgemeine Arbeiterverein. Pressfehden, Führerzwist, Versammlungsradu machten sich breit; was Wunder, daß, vom Streit der Führer abgestoßen, sich einige Jahre später in Augsburg noch eine dritte Gründung, die Lassalleanische Arbeiterpartei etablierte. Also drei Lassalleanische Erbparteien und als vierte die unter Bebel und Liebknecht marschierenden Sächsischen Volksparteiler.

Also eine vierfache Gespaltenheit der sozialistischen Arbeiterchaft, aus der sich als markante Gruppen die Lassalleanische Gründung von 1863 und deren klarster Gegenpol, die von Bebel geführte Sächsische Volkspartei, abhoben. Jene ihren Pressekampf im Berliner „Sozialdemokrat“ führend, diese im Leipziger „Volkstaat“.

Dann kam ein Ruf zur Einigung. Am 7. August 1869 trafen sich die Parteien in Eisenach. Doch der Tag verlief resultatlos, die feindlichen Brüder näherten sich nicht. Aus der Sächsischen Arbeiterpartei und den kleineren Gruppen aber schufen in der kleinen thüringischen Stadt Bebel und Liebknecht die Sozialdemokratische Arbeiterpartei. Und wenn sich auch die beiden Führer von einer Ueberhöhung des Parlamentarismus weit entfernt wußten, so hatten sie doch erkannt, daß der Lassalleanische Gedanke von dem Wahlrecht als der wichtigsten Waffe des um seine politische Zukunft und um die Verwirklichung des Sozialismus kämpfenden Proletariats richtig war. Sie huldigten ihm, würdigten aber über Lassalle hinaus auch die von Marx entdeckten grundlegenden Gesetze des geschichtlichen Materialismus.

Doch der Bruderkrieg blieb. blieb und schrieb und redete die Zwietracht in die Arbeitermassen. Da kam der Krieg von siebzig. Bismarcks Werk heißte Erfüllung, Bebel und Liebknecht, die als

Abgesandte der Sächsischen Volkspartei im Norddeutschen Reichstag saßen, enthielten sich im Parlament bei der Abstimmung über die Kriegskredits ihrer Stimme; die fünf Lassalleaner Hafenclever, Frißche, Försterling, Wende mit ihrem Führer J. B. v. Schweitzer an der Spitze waren dafür. Keine Einigkeit auch in dieser Frage! Das Kriegsgewitter rollte auf französische Feldern. Ein General Vogel v. Falckenstein ließ die Partheileitung der Eisenacher auf die Festung setzen. Verärgerung, Erbitterung, Personentampf — just wie in der zweiten Hälfte des Weltkrieges in unseren Tagen.

Da kam der Tag von Sedan. Klar trat die bismarckische Politik der Annexion zutage. Für die Arbeiterchaft gab dieser Tag die Parole. Eisenacher und Lassalleaner erlebten jetzt scharfen Protest gegen den Eroberungskrieg. Und so fern die Einigung noch war: in beiden Lagern wußte man, sie ist geschichtlich notwendig, sie muß kommen. Keiner hat das klarer erkannt als Bebel. Und ob auch Marx und Engels von London aus warnten, ja von einer Einigung mit den Lassalleanern abrieten, Bebel schwärmte für den goldenen Baum des Lebens, der, wie Goethe es so schön sagt, stets grün leuchtet. Scharfe Befehdung beider Parteien durch die preussische Regierung bestärkte den Prozeß. Eine im Dezember 1874 in Berlin erfolgte vertrauliche Besprechung zog eine im Februar des folgenden Jahres nach Göttingen einberufene Konferenz nach, wo sich die Vertreter der beiden Reichstagsfraktionen trafen, und nach diesen Verhandlungen wurde in derselben Stadt am 27. Mai 1875 die gemeinsame Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands geboren. Die Einigung der Arbeiterchaft war vollzogen, und der Erfolg blieb nicht aus. Zwei Jahre später zeigten die Reichstagswahlen ein Anschwellen der Stimmziffer für die Partei um sechshunddreißig Prozent. Der Gewaltpolitik eines Bismarck hatte man die geschlossene Einheit der Arbeiterchaft entgegengestellt.

Zu einem verzweifelten Mittel raffte sich das Bürgertum auf. Mit Hilfe eines brutal durchgeführten Ausnahmegesetzes glaubte Bismarck die geeinigte deutsche Sozialdemokratie niederzuknüppeln zu können. Die Presse wurde verboten, die Organisationen wurden aufgelöst, an die tausend Genossen außer Landes gewiesen und über Zurückgebliebene gegen tausend Jahre Gefängnis verhängt. Politisches Epizentrum feierte glorreiche Triumphe.

Von 1863 bis 1875, zwölf Jahre lang, hatte der Bruderkampf gewährt. Und wieder zwölf Jahre, von 1875 bis 1890, dauerte das Sozialistengesetz. Doch durch beide Perioden rettete sich der gesunde Kern der hohen Sache. Auf dem Erfurter Parteitag, 1891, gaben sich die ein Duzend Jahre Geächteten und Verjämten ein neues Programm. Karl Kautsky hatte es ausgearbeitet. Bruderkampf und Bismarckkampf waren zu Ende.

Doch noch blieben kleinere Schamzügel in der Partei nicht aus. Schon während des Sozialistengesetzes hatte man die Most und Hasselmann, die intensiv ins anarchische Lager drängten, aus der Partei entfernt. Johann Most propagierte seine grundungslosen Ideen in seiner „Freiheit“, Hasselmann wieder gründete die „Rote Fahne“ und ward in deren Spalten um Anhänger. Nur kleinere Gruppen folgten ihnen. Doch auch auf der Erfurter Tagung vor einunddreißig Jahren ging es nicht ohne Reibungen ab. Die sogenannte Berliner Opposition, Wilhelm Berner und Karl Wildberger, gebärdete sich als „unabhängige“ Richtung, zog gegen den Parlamentarismus zu Felde und sprach von schärferer, direkter Aktion. Die Partei entschied gegen sie, schloß sie aus ihren Reihen aus. Berner und Wildberger und ihr Anhang versuchten sich in Berlin, indes kam ihre Bewegung über Radauversammlungen nicht hinaus. Die Anarchisten sogen diese Gruppen auf. Die Gesamtpartei wurde von deren Tun wenig berührt. Die Partei blieb ganz und wuchs in die Breite. Einundvierzig Jahre lang, vom Mai 1875 bis zum März 1916 des unseligen dritten Kriegsjahres.

Seitdem sind wieder sechs Jahre verlossen. Sechs Jahre Zerküftung, sechs Jahre Bruderkrieg. Und wieder bläst man auf beiden Seiten lebhaft zur Einigung der zerbrochenen Partei. In zwei alten Parteiorienten, in Augsburg und in Nürnberg, soll der Zusammenschluß vorbereitet werden. Es sind bedeutungsvolle geschichtliche Tage, denen die Arbeiterchaft entgegengeht.

Die Speisekarte des Armenmenschen.

Der Küchenphilosoph Brillat-Savarin hat die Küche als die älteste kulturelle Großtat der Menschheit gepriesen, weil mit der Entwicklung des Geschmacks die Grundlage für jede weitere Ausbildung der Sinne geschaffen wurde. Zweifellos bedeutet die Entwicklung der Kochkunst einen wichtigen Fortschritt auf dem Wege des Armenmenschen zur Kultur, aber es ist schwierig, bei dem Dunkel, das noch immer über diese ferne Vorzeit gebreitet ist, die einzelnen Stufen zu erkennen. In anschaulicher Weise stellt noch den neuesten Forschungen Carl W. Neumann in seinem bei Neclant erschienenen Buch „Wunder der Urwelt“ die Küche des Armenmenschen dar. Zunächst war der Mensch ein Allesesser, der sich in seiner Nahrung durch nichts vom Tiere unterschied. Erst als es ihm gelang, das Feuer in seinen Dienst zu stellen, war auch die Vorbedingung für den Anfang der Kochkunst gegeben. Einfach genug mag der erste Herd gewesen sein, ein flackerndes Feuer auf offener Waldbühne oder schwelende Aschenglut in einer Erdvertiefung. Kein Kochtopf war vorhanden; das Fleisch wurde einfach ins Feuer gelegt oder in heißer Erde auf flachen durchglühten Steinen, vielleicht auch in erhiteten Erdgruben, langsam geröstet. Das sind Arten des Kochens, wie sie noch heute Naturvölker üben. Früh aber kam man schon zu

einer Erfindungsmethode, die von innen heraus durch erhitzte Steine ausgeführt wurde. Auch ward allmählich das Brotbacken in der Urküche üblich. Zur selben Zeit, da der Urnensch das Fleisch über dem Feuer brät, begann er auch allerlei Körner zu rösten und sie zwischen zwei Steinen zu mahlen, um sie „mit Wasser befeuchtet, in Form eines dicken Mehlbreis zu genießen. Solcher Mehlbrei ist in einzelnen alten Gefäßen gefunden worden. Die Frau aber hatte zunächst mit dem Backen und Braten wenig zu tun. Ihr Platz an der Herdstelle wurde erst frei, als der Kochtopf in Aufnahme kam, als Kochen und Sieden üblich wurden, als der Mensch vom nomadischen Jäger zum sesshaften Ackerbau überging. Der Kochtopf, heute noch Symbol der Kochin, ist das Endglied einer langen kühnentechnischen Entwicklungsreihe, die zunächst wohl mit Trinkgefäßen einsetzte. Im Tierhorn oder im Holzbecher weichte der Kenntierjäger der Steinzeit die rohen Nahrungsmittel ein; er warf dann in die wassergefüllten Gefäße erhitzte Steine und erwärmte so das Wasser, brachte es gar schließlich zum Sieden.

Der brodelnde Kochtopf bedingt dann jene erste Blütezeit der Kochkunst, die wir noch aus den sog. Rjöttenmööddinger, aus den an den dänischen Küsten gefundenen Abfallhaufen der älteren Steinzeit erkennen können. Aus diesen 50—60 Meter breiten und 1—3 Meter hohen Dämmen von allerlei Rehricht hat man in mühsamer Arbeit eine sehr abwechslungsreiche Speisekarte des Urnenschens festgestellt. Diese Steinzeit-Schlemmer hatten eine besondere Vorliebe für Austern, Miesmuscheln und Strandkrabben, deren Schalen zu Millionen aufgehäuft sind. Dazwischen fand man die zahlreichen Reste von anderen Gängen der Speisekarte, von Fischen, Vögeln und Säugetieren: Graien vom Hering, vom Dorsch und vom Aal, Knochen vom Singhschwan, vor dem heute in Dänemark fehlenden Auerhahn, von Hirsch, Reh und Wildschwein. Seltener waren Wölfe und Füchse, Luchse und Bären vertreten, und nur vereinzelt tauchten Knochen von Ratten und Mäusen auf, die zeigten, daß der vorgeschichtliche Mensch in Tagen der Not auch mit schlechteren Gerichten vorlieb nehmen mußte. In vielen Fällen waren die Säugetierknochen gespalten und des kostbaren Markinhalts beraubt. Auch die Pflanzenwelt ist in dieser prähistorischen Speisekarte vertreten. Die Küche des Urnenschens war also in dieser Epoche schon ziemlich reichhaltig; er konnte bei einem Festmahl ein Borgericht von Austern und Miesmuscheln auftragen, dann gebackene Fische oder Auerhahnbraten folgen lassen, und schließlich als Hauptgang ein saftiges Beefsteak vom Wisent oder Auerochsen, Rehrücken und Wildschweinkoteletts darbieten.

Die Entdeckung der Mark.

Von Dr. Paul Landau.

Die Herbsttage, die bereits allzu früh in diesem Jahre eingeseht haben, locken zum Wandern, um die Zeit noch wahrzunehmen, bevor der Winter das fröhliche Streifen durch Wald und Flur verbietet. Da ziehen auch Hunderttausende durch die Felder und Wälder der Mark, und der Berliner erfreut sich, frei von dem Druck des steinernen Großstadtmeeres, am Glanz der sonnenbeschiedenen Kiefern, an der stillen Pracht der einsamen Waldseen, an all dem schlachten und doch so eindringlichen Zauber, den die Mark Brandenburg bietet. Solche Naturfreude hätte vor 100 Jahren niemand verstanden. Da galt die Mark noch als „des Deutschen Reiches Streusandbüchse“, als das verachtete Stiefkind unter den deutschen Gauen. Heute finden wir des Wundervollen eine schier unerschöpfliche Fülle. Freilich, es hat lange gedauert, bis dies alles entdeckt wurde, bis das Menschenauge so weit gebildet war, um die Landschaft der Mark nicht mit Furcht und Grauen, sondern mit Freude und Entzücken zu betrachten. Die Erschließung der Mark für das ästhetische Empfinden ist eins der reizvollsten Kapitel aus der Geschichte des Naturgefühls. Wir können diese Entwicklung verfolgen an der Hand der dichterischen Zeugnisse, und dies tut Dr. Johannes Günther in einem im Heimatverlag erschienenen Bändchen „Die Streusandbüchse“, das „die märkische Landschaft im Spiegel der Dichter“ behandelt.

„Eh daß ich länger in solcher Truh'
Beklemmet wär, als ich bin nu,
Eh würd' ich Mönch zu Toberluch.“

So sang Walther von Vogelweide, und den Ort, den er als so schlimm hinstellte, daß er ihn nur im höchsten Notfalle aufsuchen würde, Toberluch, ist das freundliche Städtchen Dobrilugk, das damals durch eine Niederlassung der Zisterziensermönche gegründet worden war. So war die märkische Sumpf- und Waldlandschaft im Mittelalter geradezu sprichwörtlich für ein Land, in dem man nicht haufen wollte, und noch um die Jahrhundertwende, also in allerjüngster Vergangenheit, war diese Anschauung nicht ganz verschwunden, denn Röhler erzählt, daß man damals in sächsischen Schulen lernte: „Hinter der Elster beginnt die Mark Brandenburg, das ist ein trostloses Sandland, unterbrochen von großen sumpfigen Strecken.“ Die erste dichterische Beschäftigung mit der Mark spiegelt denn auch dieses Gefühl des Grauens und des Unheimlichen. In den märkischen Sagen und Volkssitten erscheint der Wald als die Wohnung böser Geister und Dämonen, und die unheimlichen Waldseen treten als gefühllose Rächer schlimmer Taten auf, indem sie Verbrecher in ihre Fluten ziehen. Aber auch manches Mädchen wird von den düstern Wassergeistern, die im Waldsee hausen, in die Tiefe gezogen. Die „Nächtemännchen“, die Irrlichter der Moore, lassen nicht mit sich spaßen, und überhaupt hat die Volkspantasie dies Land mit viel Schreckgespenstern bevölkert. Der grauig-phan-

tasische Zug der märkischen Natur wird dann in der Romantik bewußt aufgenommen, und zwar von dem dichterischen Entdecker der Mark, von Willibald Alexis, der uns in seinen vaterländischen Romanen die ersten packenden Schilderungen der märkischen Natur geboten hat. Es sind vorwiegend die düsteren Seiten der Landschaft, die er in seinen Meisterromanen vom „Roland“ bis zum „Werwolf“ als Stimmungshintergrund wählt, und dieser dämonische Ton ist erst später wieder von modernen Dichtern, wie Hauptmann und Heym, angeschlagen worden.

Alexis findet schon ab und zu freundlichere Töne, hebt das Idyllische dieser Eindrücke hervor und hat doch ein deutliches Gefühl von der Schönheit der Mark. Der Ring von Borurteilen ist aber erst durch Fontane gesprengt worden. Die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ sind das wundervolle Denkmal dieser ästhetischen Großtat. „Es drängte mich“, schreibt er selbst im Schlußwort des letzten Bandes, „das eingemurzte Borurteil von einer hierlandes auf alle Dinge sich erstreckenden Armut und Elendigkeit zu bekämpfen und durch Hinweis auf diesen oder jenen Schönheits- bzw. Berühmtheitspunkt unserm so gern in die Ferne schweifenden Märker zu Gemüte zu führen: sieh, das Gute liegt so nah!“ Fontane hatte jedoch als Sänger der Mark einen bescheidenen, lange verkannten Vorläufer, den waderen Pastor Schmidt von Berneuchen. Dieser schlichte und etwas hausbackene Lyriker, den Goethes Parodie „Mufen und Grazen in der Mark“ unerdientermaßen lächerlich machte, ist von Fontane selbst wieder aus Licht gezogen worden. Seine Vorliebe für die landschaftlichen Reize der Mark stammt aus einer durch Rousseau genährten Verabscheuung der Stadt. Berlin mit all seinen Festen kann ihn nicht locken; er stimmt lieber das Lob der Pichelsberge bei Spandau an, besingt in seiner Ode an das Dorf Fahrland die blühende Heide, ist entzückt von dem „Jungfernwald“ bei Berlin, schildert ein märkisches Herbstbild mit seiner Farbenpracht und dem reichen Leben von Insekten und Vögeln und findet sogar Töne der Bewunderung für das Wiesenmoor, über dessen grüne Wasserlöcher die muntere Frosch hüpfst. All das sind Beobachtungen, die damals kein anderer gemacht hat, und Schmidts Einfluß ist nicht zu verkennen bei den ersten schüchternen Verehrern der Mark in der Romantik, bei Arnim und Fouqué, an die sich dann Alexis anschließt. In diesen ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tritt auch der erste Maler auf, der die Schönheit der Mark im Bilde festhielt, der geniale Karl Blechen, wenn er auch die Pracht des Föhrenwaldes nur als Staffage für ein Historienbild benutzte, und mit seinen Augen sieht der junge Menzel, der in seiner impressionistischen Frühzeit die märkische Natur für die Malerei entdeckte. Fontane, Menzels Freund, Bewunderer und Zeitgenosse, ist der eigentliche Dichter der Mark, nicht nur in den wundervollen Landschaftsschilderungen der „Wanderungen“, sondern auch in so manchen seiner Gedichte, in einzelnen seiner Berliner Romane, die, wie „Adultera“, „Irrungen, Wirrungen“ u. a., die landschaftliche Umgebung Berlins in ihrer feinen Intimität zeichnen.

Die Mark besitzt eine Natur, in der die zarten und idyllischen Züge überwiegen. Nur ein Freund des Unscheinbaren konnte sich in alle Einzelheiten dieser Landschaft versenken, und es ist daher kein Zufall, daß Heinrich Seidel, der Vater Leberecht Hühnchens, dieses „Genies der Genügsamkeit“, in der Schilderung und Würdigung der Mark über Fontane hinaus führte. Es ist die Liebe zu den stillen Dingen, die ihn in seinen Novellen so entzückende Ausschnitte aus der märkischen Natur bieten läßt und ihn zum Sänger des Berliner Tiergartens macht. Er hat in dieser Natur Schönheiten über Schönheiten gefunden. „Langweilig ist der Kiefernwald! Mein Freund, das widerruffst Du bald!“ dichtet er und gibt damit eine prächtige Schilderung des märkischen Waldes. Sein Geistesgenosse ist Johannes Trojan, der sogar im Ton der Sapphischen Ode das Lob der Lettomer Nibchen verkündet:

„Schmäht den Sand nicht; denn auf dem Sand gedeihen
Lieblich Floras Kinder und blühen reichlich,
und er verherrlicht sogar das Distelfeld:

„Daß die Distel eine geringe
Stachelige Pflanze, weiß jedes Kind,
Und doch umschweben sie Schmetterlinge,
Die fast die aller schönsten sind.“

Die Dichter des Naturalismus, die die Großstadt Berlin besangen, haben auch einen feinen Blick für die Eigenart der märkischen Landschaft, so Arno Holz oder Heinrich Hart, und in der großartigsten Weise Gerhart Hauptmann in seiner Novelle „Bahnwärter Thiel“, in der er die Tragik des menschlichen Erlebens aus der Naturstimmung herauswachsen läßt. Damals hat der Maler Leistikow das märkische Landschaftsbild berühmt gemacht in seinen Darstellungen der Grunewaldseen. Noch grandioser sind die Eindrücke märkischer Natur, die der zu früh verstorbene Meister des lyrischen Expressionismus Georg Heym in seinen Gedichten festgehalten.

So recht populär gemacht, namentlich in den Kreisen der Arbeiterenschaft, haben die Natur der Mark aber erst unsere Jugendgenossen und -genossinnen, die an schönen Ferientagen hinausziehen mit Sang und Klang, Wald und Heide durchstreifen, im Freien übernachten und zu Mutter Erde in ein viel innigeres Verhältnis treten als das Gros jener Nachmittagsausflügler, die in nächster Nähe der Bahnstationen sich lagern, die Natur mit Stullenpapier dekorieren und in der drangvoll fürchterischen Enge des überfüllten Vorortzuges schweigend wieder heimkehren.

An Euch!

Ihr sollt sein wie der breite Strom,
der seine Wogen meerwärts sendet!
Ihr sollt sein wie der tiefe Strom,
der seines Bettes Grund aufwühlt!
Ihr sollt sein wie der wilde Strom,
der seine Ufer überspült
und dennoch weithin Segen spendet.

Ihr sollt sein wie der große, der gewaltige Strom,
der seine Wasser dem Meere vermählt und dem Himmel,
daß sie die ganze Welt umbranden,
daß sie als Wolken rastlos schweben,
daß sie als Regen niederfallen,
daß aus der Erde sieghaft steige
ein ewig neues Leben.

Willy Möbus.

Wissen und Schauen

Haarneze in alter Zeit. Das Haarnez, das die Mode heute wieder in allzu ausgiebiger Weise zu Ehren gebracht hat, ist durchaus keine Erfindung unserer Zeit. Schon in Athen hielten die Frauen ihr Haar durch Neze aus Gold- und Silberfiligran zusammen. Auch sie verfolgten dabei den praktischen Zweck, die Masse der Haare fest und in Ordnung zu halten, wenn auch das Haarnez natürlich ebenfalls, und wahrscheinlich mit mehr Erfolg, als es die heutigen grobfädigen Kopfschmücken tun, einen ausgesprochenen Schmuckzweck verfolgte. Im Anfang des Mittelalters bargen die Frauen im Sommer ihr Haar gleichfalls unter Nezen aus Gold- und Silberfäden, während sie im Winter ein Barett trugen. Allmählich wurden die Neze dann immer umfangreicher und arteten gegen das Jahr 1400 zu riesigen Gebilden aus, die sich in Halsketten und Beschneiden fortsetzten und bis tief auf die Schultern herabsielen. Die höchste Blüte und den Gipfel der Volkstümlichkeit erreichte das Haarnez aber in der Zeit der Renaissance. Die Frisur wurde in jener Zeit durch Neze geschützt, die mit kostbaren Steinen und Gemmen geschmückt waren und durch goldene und silberne Kettchen über der Stirn befestigt wurden. Nicht selten erglänzte auch inmitten der Stirn selbst ein Diadem, und jedes Haarsträhnen wies den Schmuck einer Perle auf, die, im Nezewerk befestigt, das Haar festhielt. Kraft einer kaiserlichen Verordnung war es auch den Frauen aus „guter Bürgerfamilie“ gestattet, solche kostbaren Haarneze zu tragen, doch nur am Tage, während sie die Damen des Adels auch bei Abendgesellschaften tragen durften. Das Haarnez war damals allgemein so in Mode gekommen, daß es selbst bei den Männern aller Stände bis zu den Landstrebenden herab in Gebrauch war.

Auf der Kampferjagd. Der Kampfer, dieser eigentümliche, einem ätherischen Öl vergleichbare Stoff, wird gewöhnlich aus dem Holz und den Blättern des Kampferbaumes gewonnen. Es gibt aber noch eine besondere und sehr hochgeschätzte Kampferart, den sog. Borneo-Kampfer, auch Borneol genannt, der aus Borneo von den Eingeborenen gewonnen wird. Die „Jagd“ nach diesem Kampfer schildert Major Owen Rutter in einem soeben erschienenen Werk über Britisch-Borneo. Die Kampfergewinnung ist neben den Gummipflanzungen die wichtigste Industrie des Landes; sie wird aber im Gegensatz zum Gummihandel, der von europäischen Firmen betrieben wird, nur von den Eingeborenen betrieben. Man findet den Kampfer an bestimmten Bäumen, wo er entweder in dem Holz in kleinen weißen zuckerartigen Kristallen verteilt ist oder in Massen auf dem Baum austritt, die die Form und Größe eines männlichen Vorderarms haben. Das Sammeln des Kampfers ist mit vielen abergläubischen Bräuchen verbunden. „Bevor die Schar der Kampferjäger auszieht,“ erzählt Rutter, „darf im Dorf kein einziger Gong angeschlagen werden, und überhaupt ist größtes Stillschweigen zu bewahren. Die Jäger halten sich vorher von jedem Del fern und nehmen auch keine Spiegel oder Nadeln mit sich. Während der Jagd nach dem kostbaren Stoff muß man sich bestimmter Speisen enthalten, nur Nahrungsmittel zu sich nehmen, die man selbst gekocht hat, etwas Erde essen, und die Jäger sprechen miteinander nur in besonderen Ausdrücken, in der heiligen Kampfersprache.“

Eine moderne Gräberstadt. Neu-Orleans, die größte Stadt des nordamerikanischen Staates Louisiana, liegt unter der Hochwassermarke des Mississippi und auf einem sehr sumpfigen Boden. Infolgedessen können hier keine Gräber in der Erde ausgeworfen werden, und so legt man die Toten in Grabkammern über der Erde bei. Wie in „leber Land und Meer“ erzählt wird, sind dadurch höchst merkwürdige Gräberstädte mit ganzen Straßen entstanden. Auf einigen Friedhöfen gibt es meist nur Einzelmausoleen und prächtige Denkmäler, die für sich gesondert stehen. Dagegen weist ein anderer ganze lange Straßen mit Gräberkammern auf, in denen die Toten in den mehrere Stockwerke hoch übereinanderliegenden Gräbern schlummern und infolge der Einwirkung der glühenden Sonne einem sehr schnellen trockenen Verwesungsprozess unterliegen.

Himmelskunde

Wie entstanden die Marstanäle? Schon die verschiedensten Theorien sind aufgetaucht, um die rätselhaften Linien auf dem Mars zu erklären. Bekanntlich haben phantasiebegabte Astronomen in ihnen durchaus das Werk vernunftbegabter und hochentwickelter Wesen sehen wollen, andere dachten an rein physikalische Ursachen, Frostsprünge u. dgl. Jetzt taucht eine neue Erklärung auf. Der Mars hat bekanntlich zwei Monde, „Deimos“ und „Phobos“, „Furcht“ und „Schrecken“, so genannt nach den beiden Dämonen, die bei Homer den Kriegsgott begleiten. Stellt man sich nun vor, daß Mars in grauer Vorzeit noch einen dritten Mond gehabt hätte, der durch den Aether oder sonst einen Widerstand allmählich in seinem Umlauf verzögert wurde, so würde dieser mit der Zeit immer näher an den Planeten herangerückt sein. Er würde ihn in immer engeren Ringen umkreist haben und endlich mit der Oberfläche des Planeten selbst in Berührung gekommen sein. Wenn nun dieser Trabant aus vulkanischem Gestein bestand, etwa von der Härte des Granits oder Trachyts, so kommt es von selbst, daß er bei seinem fortgesetzten Umlauf auf dem Mars mehr oder minder tiefe Rillen riß oder kratzte. Natürlich würden diese Rillen nur in der Richtung der Umlaufbahn des Trabanten liegen können, aber da die Oberfläche des Mars so wenig eben war wie die unserer Erde, mußte der Trabant auch an die Gebirge des Mars anprallen und von den höchsten Bergespitzen in seiner Bahn mannigfaltig abgelenkt werden. So würden sich die verschiedensten Richtungen der Marstanäle erklären. Schließlich würde der Trabant bei dieser Polierarbeit auf dem Mars sich selbst aufgerieben haben und verschwunden sein. Seine Masse würde als Staub auf dem Mars zu suchen sein, und als letzter Beweis seines Lebens blieben nur noch diese Rillen und Schrammen, die „Kanäle“.

Aus der Praxis

Was man von der Seife wissen muß. Mit kaum einer der zu den üblichen teuren Preisen erworbenen Waren kann der nichtsahnende Laie so leicht „eingeseift“ werden wie mit der — Seife. Denn zwischen Seife und Seife ist meist ein himmelweiter Unterschied, und es ist deshalb angebracht, wenn man zu seinem Seifenlieferanten in einem ähnlichen Vertrauensverhältnis steht wie zu seinem Uhrmacher. Da gerade in der Seifenbranche sehr viel „gemischt“ wird, ist es nur bedingt angebracht, die Seife als bestes und unschädlichstes Reinigungsmittel anzusehen. Seife ist im allgemeinen eine Verbindung von Fett säure mit Natron (harte Seifen) oder mit Kali (Schmierseifen). Letztere sind wegen ihres Gehalts an Pottasche für die Hand zu alkalisch, d. h. zu scharf, entfeuchten die Haut zu sehr und machen sie dadurch spröde, dagegen eignen sie sich gut für die Wäsche von Baumwolle und Leinen. Aber auch Natronseifen können einen Uberschuß von Soda haben und wirken dann noch fast schädlicher als Schmierseife. Außerdem können die Seifen mit allerlei harmlosen oder auch schädlichen Mitteln, wie Wasser, Stärke, Ton, Wasserglas usw. gestreckt werden, ohne daß der Laie dies, außer etwa an schnelleren Verbrauch oder an der Wirkung auf der Haut, der Seife ansieht. Den größten Spielraum zur Streckung bieten die vielen Arten von Fett. Die besten Seifen werden aus Olivenöl hergestellt; man kann jedoch auch aus dem abscheulichsten Abdeckfett und einem scharfen Parfüm sogenannte „Toilettenseifen“ zusammenkochen. Manchmal wird auch eine normale und neutrale Seife nicht von der Haut getragen. Für solche Fälle gibt es die überfetteten Seifen, die den Uberschuß von neutralem Fett, z. B. Lanolin, enthalten. In Ausnahmefällen üben sogar diese Seifen und selbst das gewöhnliche Wasser einen zu großen Reiz auf die Haut aus: dann läßt man jede Seife weg und setzt dem Wasser etwas Milch oder sonst eine Fettemulsion oder Borax hinzu.

Naturwissenschaft

Wie die Tiere schlafen. Als die natürlichste Stellung des Menschen beim Schlafen hat man die Lage auf der Seite mit angezogenen Knien festgestellt. Der Mensch hat durch Erziehung und Gewöhnung diese Lage vielfach verändert; bei den Tieren aber finden wir die Schlafstellung noch in ihrer ursprünglichen Form, die bei den einzelnen Arten sehr verschieden ist. Die Elefanten schlafen immer und die Pferde meistens im Stehen. Die Vögel, mit Ausnahme der Eulen und der indischen Papageien, schlafen, indem sie die Köpfe über den Rücken biegen und den Schnabel unter die Federn zwischen Flügel und Körper stecken. Störche, Möwen und viele langbeinige Vögel schlafen, indem sie auf einem Bein stehen. Die Enten machen ihr Schlafen im offenen Wasser und bewegen dabei den einen Fuß im Kreise, um zu verhindern, daß sie nach der Rüste zu getrieben werden. Die Faultiere hängen sich beim Schlafen mit ihren vier Füßen an einem Ast auf und verbergen den Kopf zwischen den Vorderfüßen. Füchse und Wölfe schlafen zusammengerollt, wobei die Nase und die Fußsohlen eng zusammengebracht sind und der buschige Schwanz als Decke dient. Hasen, Schlangen und Fische schlafen mit offenen Augen. Die Eulen besitzen außer den Augenlidern, die sie beim Schlaf schließen, noch eine Art besonderen Vorhang, den sie von der Seite her über die Augen ziehen, um sich gegen das grelle Tageslicht zu schützen, da sie den Tag als Schlafenszeit benutzen.